

# Die Angst vor roten Ampeln

 S7  
 20. 10. 06

Emilia, Carmen und Pedro leben im Untergrund, sie folgen strengen Regeln und arbeiten hart – all das für ein Leben voller

Schrecksekunden

Von Stefan Klein

Deutschland, im Oktober – Woran erkennt man eine Illegale? Am Gang? Am der Kleidung? Am verängstigten Gesichtsausdruck? Am Berliner S-Bahnhof Lankwitz verlieren sich ein paar Gestalten, manche stehen, zwei sitzen auf der Bank. Emilia hatte gesagt, auf dem Bahnsteig würde sie auf uns warten. Emilia aus Rumänien. Aber wie sieht Emilia aus? Da drüben die Schwarzhaarige auf der Bank, blassrosa T-Shirt, Jeans, Rucksack – die vielleicht? Nein, die nicht. Viel zu normal. Im Vorbeigehen sehen wir, wie sie in ihren Rucksack greift, ihr Handy hervorholt und eine Nummer tippt. Kurz danach klingelt bei uns das Telefon. Also doch. Sie steht auf, lächelt, und wir haben eine erste Lektion gelernt. Illegale Migranten, Statuslose, also solche, die sich ohne Genehmigung in Deutschland aufhalten, erkennt man nicht so leicht. Wäre es anders, gäbe es nicht so viele.

Später wird Emilia uns erzählen, dass sie diese Normalität des Aussehens selber erst lernen musste. Anfangs nämlich dachte sie, der beste Schutz sei das feine Tuch, Kostüme, Blusen, solche Sachen. Erst nach einer Weile merkte sie, dass sie genau dadurch auffiel im alltäglichen Getriebe der Stadt Berlin. Wer als Zebra gelten will in der Zebraherde, muss gestreift tragen, wer in Berlin als Berliner gelten will, kommt im Zweifel an Jeans und T-Shirt nicht vorbei. Locker, sagte sie sich, locker musst du aussehen – und wechselte die Kleidung. Nicht weit vom S-Bahnhof Lankwitz ist ein Lokal. Ja, sagt Emilia, sie hätte noch nichts gegessen. Eine Straße ist zu überqueren, man könnte die Ampel ignorieren, aber Emilia bleibt stehen und sagt: „Es ist rot.“ Noch eine Lektion: Wenn du mit einer Illegalen zusammen bist, halte dich an die Regeln.

„Ihre Papiere, bitte!“

Diese Geschichte handelt von Emilia aus Rumänien, Carmen von den Philippinen und Pedro aus Bolivien. Es sind nicht ihre richtigen Namen, und auch sonst wird das eine oder andere Detail verschleiert werden, um die drei Personen zu schützen. Denn ihre Lage ist auch so schon prekär genug. Es braucht nur einen Polizisten und die Frage nach den Papieren, und schon könnte drohen, was sie am meisten fürchten: Haft und möglicherweise Abschiebung. Die Angst davor ist immer dabei. Die Angst, die etwa in Frankfurt die 32-jährige Philippina Carmen fast schon neurotisch die Straße beobachten lässt, in der sie wohnt. Was ist das für ein Auto? Das steht doch sonst nicht da! Der da am Kiosk, den habe ich ja noch nie hier gesehen! Tagtäglich geht das so, beim Gang zur Arbeit, beim Heimkommen und dann später noch mal vom Fenster aus, beim Blumengießen. Das Leben, sagt Carmen, sei ein einziger Stress.

Sieht sie einen Polizisten auf der Straße, biegt sie frühzeitig ab oder wechselt die Seite. Nur an solchen Tagen, wenn sie sich „ein bisschen selbstsicher“ fühlt, geht sie geradeaus weiter. Aber das passiert nur selten.

Emilias Geschichten klingen ganz ähnlich. Einmal, es war im Auto eines Freundes, kam ein Polizist auf den Wagen zu, ihr Herz sank, und sie dachte: Das ist das Ende. Ihr Papiere, bitte! Emilia konnte die Frage schon hören, aber der Polizist sagte nur, es sei ein dichter Stau in der Straße, und sie würden besser umdrehen und eine andere Straße nehmen. Solche Schrecksekunden, solche Panikattacken, und doch setzen sich Illegale derartigen Situationen aus, weil der Lohn der Angst ein ausgesprochen hoher ist: Da, wo sie herkommen, verdient man nicht annähernd soviel wie hier.

Pedro hatte in Bolivien Informatik studiert, doch dann waren es doch nur miese Jobs als Kellner oder Briefträger, und das hätte sich wohl fortgesetzt, wäre da nicht dieser Freund gewesen. Der kam aus Europa zurück, mit Geld in der Tasche. Pedro musste nicht lange überlegen. Er ließ seine schwangere Frau und seine zwei Söhne zurück und flog als Tourist. Als Bolivianer brauchte er dazu noch nicht mal ein Visum. Drei Monate hätte er bleiben dürfen, inzwischen sind es neun Jahre. „Overstayer“ nennt man so einen. Pedro machte eine Tour durch halb Europa, er war in der Schweiz, in Österreich, in Frankreich, in Spanien, seit knapp zwei Jahren lebt er in München. Die Jobs, die er macht, sind nicht weniger mies als daheim – Putzen, Teller waschen, Anstreichen, Gipsen, Lastwagen beladen, Unkraut jäten, aber sie sind besser bezahlt. Wann immer er kann, schickt Pedro Geld nach Hause.

Carmen ließ einen Sohn und eine Tochter zurück beim Ehemann, als sie im Oktober 1997 nach Frankfurt aufbrach. Sie kam mit einem einmonatigen Touristenvisum und einem Plan: In fünf Jahren wollte sie genug Geld verdienen, um damit auf den Philippinen ein kleines Geschäft aufzumachen. Neun Monate später reichte der Mann die Kinder an die Großeltern weiter und kam nach. Wenn sie zu zweit arbeiten, so die Überlegung, würden sie es vielleicht schneller schaffen, und am Anfang sah es auch gut aus. Putzen, Bügeln, Babysitting, Dogsitting, Catsitting und Gartenarbeiten war vor allem den vielen im Frankfurter Raum ansässigen Amerikanern gutes Geld wert, und bald machte das Ehepaar aus den Philippinen 3000, manchmal 4000 Mark im Monat. Davon floss einiges zurück für den Unterhalt der Kinder und für ihre schulische Zukunft. Zu diesem Zweck hatten die Eltern in Ma-

nila eine Ausbildungsversicherung abgeschlossen. Gespart wurde auch.

Inzwischen sieht es nicht mehr so gut aus. Viele Amerikaner seien weg, sagt Carmen, die Deutschen sparten, durch den Euro sei alles teurer geworden, und die Ausbildungsversicherung in Manila habe pleite gemacht. Das ganze eingezahlte Geld – verloren. Der schöne Plan – hinfällig. In diesem Jahr ist Carmens Mann zu-

rückgegangen, das dritte in Frankfurt geborene Kind hat er mitgenommen. Carmen selber putzt weiter hessische Wohnungen, im zehnten Jahr. Ein Jahr noch, sagt sie und glaubt es selber nicht. Fragt man sie, wo sie sich in zehn Jahren sieht, sagt Carmen: „Zu Hause, hoffentlich.“

Was die junge Philippina als Putzfrau leistet, gehört zu jenen Tätigkeiten, von denen der Migrationsforscher Klaus Jürgen Bade sagt, sie würden ohne Illegale in Deutschland kaum noch ausgefüllt werden. Ob im Bau- oder im Gaststättengewerbe, ob bei häuslichen oder bei Reinigungsdiensten – nichts geht mehr ohne die illegalen Migranten, die, vielleicht eine Million stark, längst zu einem Wirtschaftsfaktor geworden sind.

## Diese verhassten Sprüche

Sogar der Umzug der Bundesregierung von Bonn nach Berlin wäre ohne die illegalen Bauarbeiter aus dem Osten nicht pünktlich über die Bühne gegangen, sagt Bade. Anders als in Südeuropa jedoch, wo die informelle Ökonomie etabliert und akzeptiert ist und es für die Ausländer, die sie mittragen, immer wieder mal Legalisierungsprogramme gibt, drücke man sich in Deutschland verlogen um diese Realitäten herum.

Statt die Schattenwirtschaft zu skandalisieren und gleichzeitig inoffiziell zu tolerieren, statt die dort Beschäftigten als

Wirtschaftsflüchtlinge zu denunzieren und sie als illegale schutzlos zu lassen, sei es höchste Zeit, einen Niedriglohnsektor aufzumachen, wo ausländische Arbeitswanderer legal und auf Zeit arbeiten könnten. Denn Bedarf gäbe es, sagt Bade – „sonst kämen sie nicht“. Bedarf, wie er von Emilia gedeckt wird. Die arbeitet in der häuslichen Pflege, kümmert sich um Alte und Kranke. Einen Todkranken betreuen, vier mal 16 Stunden pro Woche, seine Blase und seinen Darm entleeren, ihn waschen und anziehen, ihn herausholen aus dem Bett und zurückschaffen ins Bett – das ist schon unter normalen Umständen sehr schwere und mit regulär 28 Euro pro Stunde einigermaßen angemessen bezahlte Arbeit.

Was die Familie des Kranken der Pfl-

gerin Emilia bezahlte, waren sieben Euro pro Stunde. Später reduzierte sie auf 5,60 Euro und dann noch einmal auf 4,30 Euro. Als Emilia schüchtern fragte, wie weit sie denn noch heruntergehen wolle, da lautete die Antwort: „Was willst du? Du bist doch illegal.“ Und selbst der Magerlohn wurde nicht etwa pünktlich ausbezahlt, vielmehr musste Emilia ständig hinter ihrem Geld herrennen. Fast immer hieß es: „Ich hab' es heute nicht zur Bank geschafft.“ Für Emilia war das ein verhasster Spruch – „den habe ich so oft gehört wie ‚Guten Tag‘“. Aber so ist das, wenn man illegal ist, illegal ist gleich wehrlos, oder was hätte Pedro denn machen sollen, als er zwei Wochen lang ein Haus gestrichen und am Ende statt des

vereinbarten Stundenlohns von sieben Euro nur vier bekam? „Nada,“ sagt er selber, nichts, „denn wenn du protestierst, drohen sie dir mit der Polizei.“

Ein Leben als Illegaler muss man sich vorstellen wie Autofahren ohne Stoßdämpfer, wie Artistik ohne Netz. Nur ganz wenige, die ihnen Hilfe leisten. In Frankfurt ist es das Beratungszentrum „Frauenrecht ist Menschenrecht“ (FIM), in Berlin die von der Ärztin Dr. Adelheid



„Eigentlich sind wir nur Luft“: Die junge Rumänin Emilia lebt seit 11 Jahren illegal in Berlin.

Foto: Stefan Klein

Franz geführte Migrantenpraxis der Malteser, aber die operiert selber am Rande der Rechtmäßigkeit. Strafbar ist nämlich nicht nur die Illegalität, sondern auch die Beihilfe dazu. Doch die Ärztin Franz, die für die Malteser letztes Jahr mehr als 2000 Illegale kostenlos behandelt hat, wurde bislang unbehelligt gelassen. Wenn es dabei bleibt, dann hat vielleicht Bundespräsident Horst Köhler seinen Anteil daran: Der nämlich hat Frau Franz soeben für genau jene Tätigkeit, die ein Strafverfolger einmal „verabscheuungswürdig“ nannte, den Verdiensten der Bundesrepublik Deutschland verliehen.

## Eine teure Geburt

Freuen können sich darüber vor allem die Illegalen. Die haben keine Krankenversicherung, und sie haben auch nicht das Geld für eine Privatbehandlung. Für Leute wie ihn, sagt Pedro, sei es geradezu „verboten“, krank zu werden. Umso wichtiger, dass es Beratungsstellen wie die der Dr. Franz gibt. Was sie selber leisten kann, leistet sie, für alles andere hat sie Adressen von Medizinerinnen und Krankenhäusern, die nicht gleich nach der Chipkarte fragen, sondern erst mal zuhören. Für Menschen, die Angst und Druck als ständige Begleiter haben, ist das eine enorme Erleichterung und Hilfe. Auch Emilia hat sie dankbar in Anspruch genommen, damals, als die Zahnschmerzen immer schlimmer wurden und sie zunächst an einen Arzt geriet, der sich vor allem damit beschäftigte, den Kostenvorschlag zusammenzuaddieren – von 4000 Mark.

Erst danach gab ihr jemand den Tipp, zu Dr. Franz zu gehen. Die telefonierte lange herum, bis sich ein Arzt fand, der sagte: „Schicken Sie die Frau her, dann sehen wir weiter.“ Als Emilia bei ihm eintraf, fragte er freundlich: „Wo tut's denn weh?“ Nach Geld fragte er nicht. Andert-halb Jahre dauerte die Behandlung, und am Ende ersetzte er sogar noch einen etwas unvorteilhaften Schneidezahn, alles kostenlos. Emilia schwärmt noch heute: „Super gemacht, absolut toll, sehr menschlich!“ Carmen in Frankfurt hatte weniger Glück. Um ihr drittes Kind zur Welt zu bringen, war sie nur 16 Stunden im Krankenhaus, aber die Rechnung belief sich auf 1288 Euro und dazu, sagt Carmen, habe der Arzt noch 800 Euro schwarz verlangt. Der Mann hatte eine Nase für die Hilflosigkeit seiner Patientin. Carmen war wütend, aber sie zahlte – „was hätte ich denn machen sollen?“

Nur gut, dass das inzwischen sechsjährige Kind mit dem Vater zurückgereist ist auf die Philippinen und nicht in Frankfurt eingeschult werden muss. Im CDU-regierten Hessen wurde letztes Jahr nämlich per Erlass verfügt, dass Kindern von Illegalen die Aufnahme in die Schule zu verweigern ist. Mehr noch: Schulleiter wurden verpflichtet, der Ausländerbehörde „unverzüglich“ Meldung zu machen, sobald sie Kenntnis erhalten vom Aufenthalt eines Illegalen. Mag sein, dass der eine oder andere Rektor dennoch ein Auge zudrückt, aber das wäre Gnade, nicht Recht, und an der unangenehmen Lage der Illegalen würde es nichts ändern.

Nicht, dass sie vollkommen rechtlos wären, ein Illegaler hat sogar das Recht, geprellten Lohn einzuklagen. Doch dazu müsste er aus der Deckung kommen, müsste seine Tarnkappe abnehmen und seine Existenz in Deutschland aufs Spiel setzen – ein viel zu hoher Einsatz.

Schließlich ist das ganze Sinnen und Trachten eines illegalen Migranten darauf ausgerichtet, um keinen Preis aufzufallen. Carmen kann die entsprechenden Regeln herunterbeten als wär's das Vater-unser. Geh nach der Arbeit sofort nach Hause. Geh in der Dunkelheit nicht mehr auf die Straße. Sei in der Wohnung so ruhig wie möglich. Beschwerde dich nicht über laute Nachbarn. Meide den Hauptbahnhof mit seinen Zivilstreifen. Geh' nicht bei Rot über die Straße. Fahr' nie schwarz. Hab' im Kaufhaus immer alle Quittungen parat. Öffne nicht die Tür, wenn es überraschend klingelt. Melde dich am Handy nie mit Namen. Bewahre Pässe und Dokumente nicht zu Hause, sondern an einem sicheren Ort auf, denn wenn man deine Identität nicht feststellen kann, kann man dich auch nicht ausweisen. Zahle immer cash. Gib möglichst nie deine Adresse an.

Und am wichtigsten: Lass dich in der Öffentlichkeit nie auf Streit oder Auseinandersetzungen ein. Will im Bus jemand deinen Sitzplatz, steh' einfach auf und sag' nichts. Gibst dir jemand zu wenig Geld heraus, schluck' es und mach' kein Aufhebens. Carmen hat solche Situationen schon erlebt und sich daran erinnert, dass sie in ihrer philippinischen Heimat ganz anders reagieren würde. „Da“, sagt sie, „würde ich für mein Recht einstehen, hier nicht.“ Hier ist braves Lämmertum gefragt, und manch einer hat in solchem Verhalten schon den tugendhaften Mustersausländer gesehen. Das freilich ist ein großes Missverständnis. In Wahrheit, sagt Migrationsforscher Bade, handle es sich um „überangepasste Wesen“, die unter Aufgabe ihrer eigenen Identität und Interessen hilf- und chancenlos am Rande der Gesellschaft ein Schattendasein führten und sich der Gefahr von „psychischen Deformationen“ aussetzten.

Nicht immer freilich klappt es mit der Einhaltung der Regeln, und nicht alle befolgen die gleichen. Pedro in München weiß natürlich ebenfalls, dass der Hauptbahnhof zu meiden ist, trotzdem war er im August da – und lief prompt einer Zivilstreife in die Arme. Im Jahr davor war er zuhause in Bolivien gewesen und hatte sich dort einen neuen Pass besorgt. Mit dem war er zurückgekehrt nach Deutschland, wieder als Tourist und ohne bei der Einreise einen Stempel zu bekommen. Der Pass war also sauber, es gab keinen Grund, ihn zu verstecken, und als er im Bahnhof angehalten wurde, da glaubte er risikolos das Märchen vom Touristen auf-tischen zu können. Die Beamten machten jedoch eine Leibesvisite und fanden dabei eine Rechnung aus einem Münchner Supermarkt vom Januar. Damit war klar, dass Pedro die Dreimonatsfrist überschritten hatte. Man ließ ihn laufen, allerdings mit einem Datumseintrag im Pass.

## Schlaflos im Schnee

Danach müsste er, der angebliche Tourist, spätestens im November das Land verlassen. Pedro wird das auch tun, aber er wird nicht nach Bolivien reisen, sondern nur vorübergehend in einen Balkan-staat. Freunde haben ihm den Tipp gegeben. Der Trick dabei: Einen Ausreisestempel zu bekommen, aber bei der Wiedereinreise nach Deutschland keinen Einreisestempel – was an diesen Grenzstationen offenbar möglich ist. Der Datumsstempel aus dem Hauptbahnhof wäre damit gleichsam neutralisiert und der Pass wieder sauber. So viel Aufwand für einen Platz unter dem Tisch der Reichen – da, wo die Krümel liegen. Pedro nimmt dafür fast alles in Kauf, und sei es, dass er wie im letzten Winter mangels ordentlicher Bleibe schon mal auf einer Bank im Englischen Garten übernachtet. Es fror, es schneite, und irgendwann hatte er kein Gefühl mehr in den Beinen. Er weiß noch, wie er auf sich einredete: Nicht einschlafen, nur ja nicht einschlafen, sonst erfrierst du.

Jetzt steht wieder ein Winter bevor, die Jobs werden rar werden und mit ihnen auch die Überweisungen an die Kinder in La Paz. Von seiner Frau ist Pedro inzwischen nicht nur räumlich getrennt, er denkt an eine Heirat mit einer Deutschen, um auf dieser Weise seinen Status zu legalisieren. Carmen in Frankfurt denkt viel an Zuhause. Sie hat große Sehnsucht, und nur manchmal gibt es Gelegenheit, ein bisschen was davon zu stillen – wenn bei einer Freundin übers Internet eine Videoverbindung hergestellt wird zur Familie daheim. Dann singen und lachen Mutter und Kinder miteinander, und für eine Stunde ist es, als wäre man eine richtige Familie – und nicht auseinander gerissen an zwei Enden auf dem Erdball.

Und Emilia? Die junge Rumänin ist die einzige, die zuversichtlich und mit Vorfreude in die Zukunft blickt. Sie weiß, dass Rumänien nächstes Jahr der EU beitreten und sich für sie dann mit großer Wahrscheinlichkeit alles zum Guten wenden wird. Es wird ein großer Tag werden, wenn sie zum Einwohnermeldeamt gehen und sich anmelden wird, als wär's das Normalste der Welt. Danach will sie den Führerschein machen, will sich um einen Ausbildungsplatz als Krankenschwester bemühen, will reisen, vielleicht nach Italien. Und ihren deutschen Freund, den will sie heiraten. Nur ein paar Monate sind noch zu überstehen, und dann bekommt Emilia endlich den Beweis, dass sie doch nicht Luft ist. Denn das war es, was sie gefühlt hat die elf Jahre in der Illegalität: „Praktisch existieren wir hier gar nicht, eigentlich sind wir nur Luft.“